

⊕ Evangelisch-methodistische Kirche
Bischof Heinrich Bolleter

**Freude
am Evangelium
dem Leben und
den Menschen nah**

Konturen einer Minderheitskirche

**Bischofsbotschaft
an die 14. Tagung
der Zentralkonferenz
von Mittel- und Südeuropa
14.-18. März 2001
in Bülach/Schweiz**

Einleitung

Die Freude am Evangelium steht am Anfang kirchlicher Existenz. Dass diese Freude sich von Tag zu Tag erneuert, ist Gnade. Aus Freude am Evangelium sind wir dem Leben und den Menschen nahe. Ob das für uns als Minderheitskirchen in Mittel- und Südeuropa so stimmt? Es mag viele Freudenverderber in der Kirche und in der Welt geben; aber die Freude am Evangelium kann uns nicht genommen werden. Sonst hat in uns das Gesetz über die Gnade gesiegt.

Dieses Bischofswort an die sieben Jährlichen Konferenzen, welche in unserer Zentralkonferenz zusammengefasst sind, möchte aufzeigen, dass unser Leben, unsere Begegnungen und unser Dienst von dieser Freude getragen werden. Wenn es einen Grund gibt, zusammenzubleiben, dann sind das nicht bloss unsere guten Erfahrungen in der Geschichte, das verbindende Bischofsamt oder gar eine finanzielle oder strukturelle Abhängigkeit, nein, es ist zuallererst die gemeinsame Freude am Evangelium. Das ist genug!

Bei der Erarbeitung dieser Bischofsbotschaft hätte ich mir gewünscht, ich könnte je ein Wort an die sieben Jährlichen Konferenzen richten, weil sie so unterschiedlich vom Kontext und von der Geschichte geprägt sind. Dabei geht es ja nicht nur um die Verschiedenheit von Kontext und geschichtlicher Erfahrung. Die Sache wird noch komplizierter. Je nachdem, woher wir kom-

men und wo wir heute leben, wird unsere Einschätzung der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft sehr unterschiedlich sein. Unser Kirchenvater Augustinus¹ sprach über die „Gegenwart des Vergangenen, die Gegenwart des Gegenwärtigen und die Gegenwart des Zukünftigen«. Erinnerung, Anschauung und Erwartung sind in den Kontexten unserer Jährlichen Konferenzen sehr verschieden. Und es ist immer wieder die Aufgabe der Arbeitsgruppen der Zentralkonferenz, der Exekutive und der Tagungen der Zentralkonferenz, den andauernden Prozess zu wagen, aufeinander zu hören, sich einander zu erklären und, weil es der Herr der Kirche von uns erwartet, einander zu verstehen.

Auch Johannes hatte im Auftrag des erhöhten Herrn je ein Sendschreiben an die sieben Gemeinden in Kleinasien gerichtet. Er kannte die Gemeinden genau und fand für jede die richtigen Worte der Ermahnung und der Ermutigung.

Weil der Herr der Kirche erwartet, dass wir aufeinander zugehen und einander verstehen, sind uns die sieben Sendschreiben im Neuen Testament zusammen überliefert. Und wir haben entdeckt, dass sich in uns allen etwas von den Stärken und den Schwächen der Christen in Ephesus, Smyrna, Pergamus, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea wiederfindet.

So sind wir eingeladen, anlässlich dieser Zentralkonferenz zu entdecken, wie verschieden wir in den Kontexten und durch die Erfahrungen in der Geschichte in Mittel- und Südeuropa ge-

prägt sind, dass sich aber in den methodistischen Geschwistern jenseits der Grenze stets auch die eigenen Schwächen und Stärken widerspiegeln. Vor dem Herrn der Kirche gestalten wir zusammen – und nur zusammen – das Bild der Kirche Christi, in der weder Beschneidung noch Unbeschnittensein, weder Nationalität noch Rasse, weder Arm noch Reich etwas gelten, sondern allein der Glaube, der durch die Liebe tätig ist.²

Ich wiederhole: Was uns als methodistische Minderheitskirchen motiviert und zusammenhält, ist die gemeinsame Freude am Evangelium. Diese Freude am Evangelium ist der Motor unseres Dienstes. Einer unserer Studenten sagte zu mir beim Abschluss im Studienprogramm Graz/Waiern: «Die Freude am Evangelium hat sich bei mir durch das Studium vertieft. Ich freue mich darauf, diese Botschaft weiterzugeben, aber auch weiter zu studieren».

John Wesley hat seine Prediger im Umgang mit der Botschaft des Evangeliums auf zwei fundamentale Fragen aufmerksam gemacht: «Was lehren (predigen) wir?» und «Wie lehren (predigen) wir?»

Die Freude am Evangelium drängt uns in beide Richtungen. Erstens zum Hören und Studieren des Evangeliums, damit es uns befreie und unsern Glauben und unser Leben gestalte. Und

**Die Freude
am Evangelium
ist der Motor
unseres Dienstes**

zweitens zur Aufmerksamkeit für den Kontext und den Hörer mit der Frage, wie die Botschaft dort ankommen kann.

Heute scheint mir die Frage, «was wir lehren», von der Frage nach dem «wie wir lehren» überlagert oder gar verdeckt zu sein. Im Umgang mit dem Evangelium aber gibt es ein delikates Gleichgewicht zwischen empfangen und weitergeben.

Wenn ich da und dort Gottesdienste miterlebe, stehe ich manchmal unter dem Eindruck, dass 10 Prozent der Vorbereitungszeit auf die Frage «Was lehren wir?» ausgerichtet sind und 90 Prozent auf die Frage «Wie lehren wir?». Die Performance ist wichtiger geworden als der Inhalt.

Unsere Botschaft ist so stark inkulturiert, dass der Eindruck entstehen kann, die Verbeugung vor der Kultur sei tiefer als die vor dem Evangelium. Damit werden wir auch sehr provinziell. Der Umgang mit symbolischen Handlungen ist oft für einen anderen Kulturkreis völlig irrelevant. Die Einladung an eine makedonische Gemeinde, als Zeichen für das Ablegen von Schuld selber einen Stein aus dem Korb zu nehmen und unter das Kreuz zu legen, wurde kaum befolgt. Steine braucht man zum Bauen oder zum Steinigen. Warum aber soll man sie in die Kirche tragen und unters Kreuz legen? Gewiss, das Verhältnis zwischen dem Evangelium und dem kulturellen Kontext ist ein dynamisches. Darum ist es notwendig, dass die Grundmotivation die Freude am Evangelium bleibt. Auch hier mag gelten: ... trachtet am ersten nach dem «Was», so wird euch das «Wie» schon zufallen.

Aus der Freude am Evangelium kam und kommt im Methodismus die Erweckung. Und wo die Erweckung nicht stattfindet, fühlen sich die Methodisten meistens miserabel. Sie stellen sich laufend die Frage: «Wie» müssen wir besser predigen, singen, musizieren, evangelisieren, Gemeinde bauen? Aber sie fragen sich kaum coram Deo, wie es um ihre Freude am Evangelium steht und «was» es heute zu predigen gilt.

Methodismus ist «gelebte Gnade». Die Logik der Gnade ist, dass man sie empfängt und weiterschenkt. John Wesley predigte nicht lange vor seinem Tod über «Die Gründe der Ineffizienz der Christen-

heit»³. Er erwähnte dort die Notwendigkeit der klaren Lehre und der Disziplin und als Drittes und Wichtigstes: die Gabe des Weitergebens! Die Methodisten seien Besitzstandwahrer geworden. Sie hätten die Fähigkeit zum Teilen und Weitergeben verloren. Sie versuchten Christen zu sein ohne gelebte Gnade. In unserer Markt-Gesellschaft wird einem nichts mehr geschenkt. Wenn man gnädig ist, dann vor allem mit sich selber, wenn man etwas Gutes tut, dann vor allem sich selber. In solchem Kontext ist gelebte Gnade und eine methodistische Kultur des «Gib soviel du kannst» ein äusserst markantes und variables Zeugnis gegenüber der Welt.

Alles aber ist gegründet in der Freude der vom Evangelium Befreiten.

**Sind die
Methodisten
Besitzstandwahrer
geworden?**

Aus der Freude am Evangelium ...

... den Auftrag wahrnehmen

Unser primärer Auftrag ist die Kommunikation des Evangeliums. In Europa keine leichte Aufgabe, weil unsere Gesellschaft alles Religiöse oder Christliche als Tabu oder mindestens als Privatsache erklärt hat. Genügt für die Erfüllung des Auftrags die Freude am Evangelium? Müsste man nicht genauer bestimmen, was die Inhalte sind, die wir weitergeben? Wird da nicht dem Individualismus Türe und Tor geöffnet? Braucht es nicht eine Einbettung des individuellen Glaubens in die Gemeinschaft der Glaubenden und Bekennenden? Braucht es nicht eine bewusste Implantation des Evangeliums in die sozialen und politischen Bruchstellen unserer Gesellschaft? In den Aufbrüchen und neuen Gemeindebildungen in unserer Zentralkonferenz steht das schlichte Zeugnis der Einzelnen, welche die Liebe Gottes in Jesus Christus als Grundlage ihres Lebens angenommen haben und andere einladen dasselbe zu tun, im Zentrum. Es geht also um die Kommunikation des Evangeliums von der Liebe Gottes, welcher will, dass allen Menschen geholfen werde. Das genügt fürs Erste. Nach ein bis zwei Jahren folgt dann der bewusste Prozess der Auseinandersetzung um die

Einbettung des individuellen Glaubens in eine Gemeinschaft von Bekennenden und in die moderne Gesellschaft. Um dieser Tatsache Rechnung zu tragen, ist es wichtig, die Laienmissionare weiter zu bilden oder sie nach spätestens drei Jahren durch einen ausgebildeten Pastor abzulösen. Das erfordert aber auch viel Flexibilität.

Dort wo wir über eine Krise der Kirche reden – und uns manchmal wirklich nur hineinreden – sprechen wir zumeist von den Strukturen. Ich bin jedoch überzeugt, wenn wir eine Krise haben, so ist es massgeblich eine Orientierungskrise und erst an zweiter Stelle eine strukturelle Krise. Die wichtigsten Klärungsprozesse haben im Bereich der Theologie, also in der Übersetzung des Evangeliums in unsere Zeit, zu geschehen und nicht im Bereich des «Managements».

Unser primärer Auftrag ist die Kommunikation des Evangeliums

Ich kehre zur Frage zurück: Genügt für diesen Auftrag die Freude am Evangelium? Und meine Antwort lautet: Nur mit der Freude am Evangelium behalten wir die Konzentration auf das Wesentliche und die Flexibilität für das Notwendige. Nur aus der Freude am Evangelium entrinnen wir der Gefahr, für die eigene Sache aufzutreten, und geben wir der Sache Christi Raum. An dieser Stelle möchte ich das Fragment einer methodistischen Theologie würdigen. Dr. Theophil Spörri hatte in den Jahren 1939 bis zu seinem Tod 1955 an der auf drei Bände angelegten

christlichen Glaubenslehre gearbeitet unter dem Titel: «Der Mensch und die frohe Botschaft»⁴. Diese Glaubenslehre beginnt mit dem menschlichen Dasein mit all seinen Nöten und seiner Rätselhaftigkeit, um dann die frohe Botschaft von der Gotteshilfe in Jesus Christus aufleuchten zu lassen. Ich kehre für unsere Zeit, in der wir alle schon der vielerlei Analysen unserer Befindlichkeit müde geworden sind, seinen Ansatz bewusst um: Die frohe Botschaft und der Mensch! Der Inhalt der Botschaft muss neu ins Zentrum unserer Arbeit gerückt werden.

... unsere Gemeinschaft gestalten

Eine wichtige Aufgabe besteht darin, unser Zusammenleben in der Kirche zu gestalten. Die heutige Gestalt kirchlichen Zusammenlebens wurde uns nicht von aussen aufgedrängt, sie ist das Resultat unserer eigenen Entwicklungsgeschichte. Wir allein sind dafür verantwortlich.

In unseren Liturgien finden wir das typische methodistische Liebesfest. Es wurde aufgebaut rund um das Zeugnisgeben und das gemeinsame Singen. Es ging um die christliche Erfahrung, um Fürbitte und auch spontane Segnungen. Weiters zu erwähnen sind die «class-meetings»; sie waren ein Ort der Gemeinschaft im Kontext des Gebets. Hier hatte auch das, was wir

Beichte nennen, seinen Platz, sowie Ermahnung und Vergebung. Als Drittes nenne ich die methodistischen Konferenzen. Zu oft sind sie heute zu Geschäftssitzungen geworden und zu wenig ein Ort des Sichmitteilens und Teilens, der theologischen Diskussion, der Aussprache über die sozialen Anliegen und über den Auftrag, der uns anvertraut ist. In einer offenen und verbindlichen Gemeinschaft sind wir verletzlich, können aber auch zur Ermutigung für andere werden.

Wir sind dafür verantwortlich, wie wir unsere Gemeinschaft gestalten.

Heute spielt die Möglichkeit der Begegnung in kleinen Gruppen sowie der Gottesdienst als Lebensraum der Gemeinde eine zentrale Rolle. In der Gemeinde finden Menschen zusammen, welche unterwegs sind. Da sind Glaubende und Suchende. Das ist die Chance jeder Begegnung in der Gemeinde. Sie ist eine Gemeinschaft von Lernenden und Lehrenden, von Hilfesuchenden und Dienenden, von Leidenden und Mitleidenden.

Viele Gemeinden versuchen durch eine neue Gestaltung der Gottesdienste, sich für Kirchendistanzierte zu öffnen. Dazu gehören familienfreundliche Angebote und Offenheit für verschiedene Musikstile im Gottesdienst. Junge Menschen haben heute einen starken Zug in Gottesdienste, welche der jugendlichen Subkultur angepasst sind. Es ist oft ein Balance-Akt,

Sich für Kirchendistanzierte öffnen

ihnen gegenüber genügend Öffnung zu zeigen, ohne gleichzeitig durch die Hintertüre die ältere Generation zu verlieren. Es ist der Balance-Akt der Kirche, ihre Sendung zu erfüllen, indem sie ihre gewohnte Identität riskiert, um mit den anderen unterwegs

Raum geben für neue Ideen und neue MitarbeiterInnen

zu sein und gleichzeitig ihre Sendung zu gestalten, indem sie entschlossen bei dem bleibt, was ihre gewachsene Identität ausmacht.

An einer Tagung aller Kirchen mit wesleyanischen Wurzeln in der Ukraine haben wir erlebt, wie unterschiedlich sich Gemeinden mit den neuen Realitäten zurechtfinden. Am schwerfälligsten und am wenigsten veränderungsfreudig waren unsere Gemeinden aus der Karpatho-Ukraine. Sie standen in den schweren sowjetischen Jahren unter der Leitung einer Familie und können sich unter diesem «Regiment» nur schwer öffnen. Im Gegensatz dazu wäre die Gemeinde in Odessa zu nennen, welche in der Zeit der Wende entstanden ist und viele freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einem beeindruckenden Entwicklungspotential engagiert hat.

Wo wir aus der Freude am Evangelium unsere Gemeinschaft gestalten, müssen wir nicht unsere erworbenen Plätze und Besitzstände verteidigen. Wir haben Raum für neue Ideen und neue Mitarbeiter. Wir müssen sie nicht als Bedrohung ablehnen.

... im aktiven Wandel stehen

In der Jährlichen Konferenz Schweiz–Frankreich wurde in vielen Gemeinden ein Leitbild erarbeitet. In einem Prozess des Gespräches wurden die Kernaufgaben und die möglichen Öffnungen nach aussen definiert. Ein solches Leitbild kann helfen, im Pluralismus unserer Zeit einen klaren Weg gemeinsam zu gehen. Jedenfalls wird die Erarbeitung eines solchen Leitbildes als erster Schritt für einen Aufbruch in die Zukunft verstanden.

Von Seiten der Generalkonferenz wird uns ja auch ein Prozess der Veränderung zugemutet. Leider kommt dies alles in Form von neuen Kirchenordnungstexten auf uns zu. Das macht die nötige Rezeption sehr schwierig. In unserer Zentralkonferenz haben wir sehr unterschiedliche Geschwindigkeiten, wie wir solche Kirchenordnungsänderungen verarbeiten. Die Kirchenordnung der Zentralkonferenz ist in deutscher Sprache abgefasst. Sie wurde aber in den letzten zehn Jahren in acht weitere Konferenzsprachen übersetzt. In einzelnen Konferenzen liegt eine Übersetzung vor, in anderen eine weitgehende Adaptation in den von Staat und Kultur gegebenen Rahmen. Und jetzt, wo wir endlich soweit sind, sollen wir mit unseren geringen Ressourcen die Arbeit in wesentlichen Teilen von vorne beginnen.

**Ein Leitbild hilft,
einen klaren Weg
gemeinsam
zu gehen**

Das ist eine grosse Last. Ausserdem hatten wir nicht die Zeit, uns in den Jährlichen Konferenzen mit dem neuen Verständnis des Amtes und der Mitgliedschaft auseinander zu setzen. So muss es uns nicht bedrängen, wenn wir die definitive Entscheidung in dieser Sache auf die Zentralkonferenz 2004 hinauschieben sollten.

Unterdessen hat der Judicial Council sich zum Adaptionenrecht der Zentralkonferenzen geäussert. Der Entscheid wurde von den Bischöfen in der vom Recht vorgegebenen Frist von 90 Tagen zurückgewiesen, denn der Entscheid des Judicial Council legt das Adaptionenrecht so eng aus, dass wir uns aus ihrer Sicht schon mit dem Status quo ausserhalb der Connexio befinden.

Grundsätzlich ist zu sagen, dass das neue Verständnis des Diakonenamtes uns in den vielerlei Situationen in der Praxis entgegenkommt.

... für die Ausbildung und Weiterbildung einstehen

In unseren Konferenzen, in denen die Nachwuchsförderung lange Zeit behindert war, müssen wir uns intensiv der Ausbildung neuer Verantwortungsträger zuwenden. Ein neues Bild der Leiterschaft ist notwendig. Sie müssen sich von den über-

lieferten Bildern in Kirche und Gesellschaft trennen und sich einen partnerschaftlichen oder partizipativen Führungsstil aneignen. Für solche Partnerschaft braucht es Respekt, Verantwortlichkeit und Risikobereitschaft.

Mit einer sorgfältigen Wahl der Ausbildungsstätten stärken wir die Identität der Kirche. Mit einer breiten Streuung der Ausbildungsstätten verzetteln wir unsere Kräfte durch vielerlei Einflüsse. Die von unserer Zentralkonferenz bisher anerkannten Ausbildungsstätten für die sieben Jährlichen Konferenzen sind: das Theologische Seminar in Reutlingen BRD, das Centre Méthodiste de Formation Théologique in Lausanne CH, und für den slawisch sprechenden Bereich das Theologische Seminar in Warschau PL, das Theologische Studienprogramm in Graz/Waiern A, die Fakultät in Banska Bistrica SK. Die drei letztgenannten zusammen mit den Local Pastor Study Programmen in Bulgarien und Makedonien erhalten für das laufende Jahrviert eine finanzielle Unterstützung von der Generalkonferenz über den General Board on Higher Education and Ministry.

Für die Ausbildung unserer Pastoren und Pastorinnen ist die Entwicklung der Studentenzahlen gegenläufig: in den ehemals sozialistischen Ländern wächst die Studentenzahl, und im Westen geht sie zurück.

**Sorgfältige
Ausbildung stärkt
die Identität
der Kirche**

Die Entwicklung im personellen Bereich und im Nachwuchsbe-
reich ist wie eine Rechnung, welche nicht aufgeht. Dort, wo die
Zahl der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wächst, haben wir die
finanziellen Mittel nicht, und dort, wo die Mittel noch ausrei-
chen, haben wir keinen Nachwuchs.

Allgemein brauchen wir neue Modelle des Dienstes. Rund 200
pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in unseren Konfe-
renzen sind nicht durch die regulären Ablieferungen der Ge-
meinden finanzierbar. Das neubudgetierte Spendenaufkom-
men für diese Gehälterunterstützung der Kirche in Mitteleuropa
und im Balkan hat die Höhe von sFr. 750 000.– jährlich erreicht.
Durch die zunehmende Zahl der methodistischen Gemeinden
aber auch durch die notwendige Anpassung der Gehälter an die
steigenden Lebenskosten in den betroffenen Ländern ist der Be-
darf an Unterstützung von einem nicht mehr verkraftbaren
Wachstum bedroht. Gemeinsam sollen wir uns deshalb der För-
derung der freiwilligen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen wid-
men. Die UNO ist uns mit dem «Jahr der Freiwilligen Arbeit»
nicht zuvorgekommen. Das ist ein methodistischer Dauerbren-
ner. Trotzdem ist es gut, wieder neu darüber nachzudenken und
davon zu reden. Wir arbeiten in den wachsenden Kirchen mit
vielen vollzeitlich angestellten Laien, es muss jedoch die frei-
willige Mitarbeit gefördert werden.

... in ökumenischer Offenheit leben

Auch im ökumenischen Bereich gehen wir davon aus, dass die Freude am Evangelium das Miteinander gestalten soll. Nur so überwinden wir die Lethargie, die viele unserer Vollzeiter – vor allem die jüngere Generation – befällt, wenn sie das Wort Ökumene hören. Die Kirchen müssen nicht einheitlicher werden, aber wir müssen lernen, die gemeinsame Freude am Evangelium neu zu entdecken. In einzelnen Bereichen rücken wir mit den historischen evangelischen Kirchen näher zusammen. Vor einem Jahr hat zum Beispiel Bischof Zdzislav Tranda von der kleinen Reformierten Kirche in Polen in seinem Bericht zur Lage von einem möglichen Zusammenschluss der Lutheraner, der Reformierten und der Methodisten gesprochen. Er gibt einer vereinigten evangelischen Kirche in Polen grössere Chancen. Immerhin ist es üblich geworden, die Bischöfe der anderen evangelischen Kirchen zur Teilnahme an den Jährlichen Konferenzen einzuladen.

Ich will nicht vom «ökumenischen Irrgarten» sprechen,⁵ sondern mein eigenes Bild weitergeben: Mit der Ökumene ist es wie mit den griechischen Inseln, wenn einmal der Wald kahl geschlagen ist, so ist es nur mit grösster Anstrengung und Disziplin möglich,

**Die wechselseitige
Anerkennung der
Kirchen als Kirche ist
nicht das Ergebnis,
sondern die Vorausset-
zung für die Ökumene**

ihn wieder aufzuforsten. Im orthodoxen Bereich, wo wir Methodisten zusammen mit der römisch-katholischen Kirche heute als Proselytenmacher verschrien sind, versuchen wir in einzelnen Begegnungen und Gesprächen mühsam, sozusagen Bäumchen um Bäumchen, den ökumenischen Wald wieder aufzuforsten. Die Pflege des Gepflanzten besteht vor allem darin aufzuhören, einander gegenseitig anzuklagen oder gar zu beschimpfen. Die Charta oecumenica wurde von der Konferenz Europäischer Kirchen gerade für solche Situationen geschaffen. Der erste Entwurf war noch stark aus der Defensive der Grosskirchen geschrieben. Ein neuer Text der Charta oecumenica, Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, ist beim Treffen des Gemeinsamen Ausschusses der «Konferenz Europäischer Kirchen» (KEK) und des «Rates der Europäischen Bischofskonferenzen» (CCEE) vom 26. bis 29. Januar 2001 in Porto/Portugal angenommen worden. Der Text soll am Sonntag, dem 22. April 2001, in Strassburg von den Präsidenten von KEK und CCEE unterzeichnet werden⁶.

Der Text ist nach einer Konsultationsphase in den Jahren 1999 und 2000 auf der Ebene der Mitgliedskirchen von KEK und der Bischofskonferenzen von CCEE entstanden und beschreibt grundlegende ökumenische Aufgaben, aus denen eine Anzahl von Leitlinien und Verpflichtungen hervorgehen. Auch die Evangelisch-methodistische Kirche hat dazu Stellung genommen. Die Verbindlichkeit der Charta oecumenica besteht in der Selbst-

verpflichtung der Bischofskonferenzen von CCEE und der Mitgliedskirchen von KEK. Sie sind dazu eingeladen, diesen Grundtext anzunehmen und ihn in Zusammenarbeit mit ihren ökumenischen Partnern auf die eigene Situation vor Ort zu übertragen.

Das Vatikan-Dokument «Dominus Jesus» hat bei vielen Christen Trauer verursacht. Es besteht wenig Hoffnung, dass eine vertiefte Auseinandersetzung mit diesem Text uns näher zusammenführen kann, denn die wechselseitige Anerkennung der Kirchen als Kirchen ist nicht das Ergebnis, sondern die Voraussetzung für das ökumenische Gespräch. Jedenfalls hat dieses Dokument aus dem Vatikan die gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre, welche in Augsburg unterzeichnet wurde, eher in den Hintergrund gerückt.

Dieses Jahr fallen die Osterfeste in allen christlichen Kirchen-traditionen auf dasselbe Datum, dies sollten wir zum Anlass nehmen, die ökumenischen Partner zu grüssen – und das nicht nur dort, wo Spannungen bestehen.

Dem Leben und den Menschen nah ...

... in der Seelsorge

Entscheidend für den Aufbau und die Führung der Gemeinden ist die Seelsorge. Zwischen dem Bedarf und dem Angebot an Seelsorge klafft in unseren Konferenzen eine grosse Lücke. Im Westen legen wir zwar in der Ausbildung sehr grossen Wert auf die Pastoraltheologie. Im Gemeindealltag wird jedoch die Seelsorge nicht proaktiv wahrgenommen. Wer ein Problem hat, soll sich selber melden, und, wo es um eine spezifische seelsorgerliche Frage geht, wird schnell ein Berater von aussen eingeschaltet. Der Pastor oder die Pastorin sieht sich eben eher als Generalist und für spezielle seelsorgerische Aufgaben nicht zuständig.

In den ehemals sozialistischen Ländern waren die Studenten nicht hinreichend auf die Aufgabe vorbereitet; aber es gibt auch andere objektive Gründe, welche dort die Seelsorgeaufgabe in den Hintergrund drängten. Der Prediger war für alles in der Gemeinde zuständig. Es war im Horizont der staatlichen Überwachung der Kirche nicht opportun, die Laien in die verschiedenen Dienste der Administration (Verwaltung, Betreuung der Mitgliederkartei und Finanzwesen) einzubeziehen. Die Prediger waren

auch in Fragen der öffentlichen Vertretung der Kirche und der Beziehungen zum Ausland diejenigen, welche sich exponieren konnten. Für die Baufragen waren sie Bauherr und Maurer zugleich. Für die Literaturfragen waren sie Autor oder Übersetzer, aber auch Verleger und Drucker. Das sind objektive Gründe für die Vernachlässigung der Seelsorge. Die Gemeindeglieder spürten wenig davon, dass ihre persönlichen Lebens- und Glaubensfragen ernst genommen wurden. Sehr oft hätten sie sich damit zufrieden gegeben, wenn jemand dagewesen wäre, der ihnen zuhörte, ein bisschen Fröhlichkeit vermittelte und sich für ein gemeinsames Gebet offen zeigte.

Der langen Rede kurzer Sinn: es gibt ein nicht zu übersehendes Vakuum in der Seelsorge. Auch heute sind die Pastoren oft mit zu vielen Dingen belastet. Im humanitären Bereich werden sie geradezu von ausländischen Organisationen missbraucht – und sie lassen sich missbrauchen, weil es ihnen auch gewisse Vorteile bringt. Wir sind weit davon entfernt, die Seelsorge so zu gewichten, wie das Martin Funk vor 100 Jahren tat, wenn er seine Mission mit den Worten umschrieb: «Freude am Evangelium, anhaltende Seelsorge und Sensibilität für die Nöte in der Gesellschaft.»⁷

In Bulgarien haben die Wochenenden unter dem Thema «Weg nach Emmaus» neues Verständnis für die Notwendigkeit der

In der Seelsorge ist die Begleitung der Familien eine erstrangige Aufgabe

Seelsorge geschaffen. Dieses Verständnis müsste nun aber in der Lokalgemeinde Wurzeln schlagen.

In der Schweiz und in Österreich haben sich verschiedene Pastoren, aber auch Laien durch gezielte Schulung mehr seelsorgerliche Kompetenz erworben. Hier wäre ein wichtiges Feld für Erfahrungsaustausch zwischen den Jährlichen Konferenzen.

Die Begleitung der Familien bekommt eine erstrangige Bedeutung. Im schnellen Umbruch und unter den erschwerten Lebensbedingungen, wie zum Beispiel Arbeitslosigkeit plus kleine Wohnung plus keine Gesprächskultur zwischen den Generationen, sind viele Familien am auseinanderbrechen. Man lebt total aneinander vorbei, weil man nie gelernt hat, Grenzen zu setzen oder Konflikte auszutragen. Wenn wir als Evangelisch-methodistische Kirche das Gemeinschaftliche so sehr hochhalten, dann müsste das eigentlich in den Familien beginnen.

Diese kurzen Hinweise wollen in unserer Kirche eine «poimenische» Diskussion in Gang setzen mit dem Ziel, unsere Nähe zu den Menschen und zum Leben bewusster zu gestalten.

... in den Veränderungen der Gesellschaft

Alle Nationen müssen sich mit der Emigration oder Immigration beschäftigen. Beherbergung von Flüchtlingen und der Umgang

mit dem Fremden in unserer Mitte ist für alle unsere Konferenzen zu einer Herausforderung geworden. Ich bin beschämt, wie klaglos zum Beispiel die Bundesrepublik Jugoslawien über 500 000 Flüchtlinge auch in der Zeit des NATO-Bombardements und unter dem westlichen Embargo beherbergt hat, wenn ich gleichzeitig an die Flüchtlingspolitik der wohlhabenden Nationen denke.

Stets neu haben wir uns in den verschiedensten Situationen mit den Veränderungen der Religionsgesetze zu befassen. Während zum Beispiel die Ungaren die Liberalisierung sehr weit vorangetrieben haben, steht in anderen Ländern die Religionsfreiheit zwar in der Verfassung, weil das westliche Berater so gefordert haben, aber die ausführenden Gesetze widersprechen dieser Verfassungsaussage. Im Vorfeld der Neugestaltung des Religionsunterrichtes in den ehemals sozialistischen und heute multireligiösen Ländern können wir zwar meistens mitreden, aber aufgrund unserer Minderheitssituation in der Praxis nur wenig dazu beitragen.

Eine weitere Aufgabe besteht darin, Impulse in unsere Gesellschaft hineinzugeben. Es soll deutlich werden, dass das Heilshandeln Gottes nicht nur die mystische Zuwendung des Einzelnen zu Gott sucht, sondern auch Frieden und Gerechtigkeit für die, mit welchen wir das Leben und die Schöpfung teilen.

Die Frage der Gewalt gehört zum Krankheits- bild der modernen Gesellschaft

Wir sollten uns für die Zukunft Europas sowie für die Identifikation der gemeinsamen Werte einsetzen. Dazu würde zum Beispiel die Auseinandersetzung mit der EU-Charta über die Grundrechte gehören. Im Zeitalter der Gentechnologie ist der Schutz des Lebens und der Wert des Individuums ein Thema, das unsere volle Aufmerksamkeit braucht. Unser Augenmerk muss weiterhin der Entwicklung auf dem Balkan gelten. Auch hier pflanzen wir kleine Bäumchen der Versöhnung, welche es treu zu pflegen gilt. Die Frage der Gewalt gehört zum Krankheitsbild der modernen Gesellschaft. Der ökumenische Rat der Kirchen hat im vergangenen Februar eine Dekade zur Überwindung der Gewalt eröffnet: Kirchen für Frieden und Versöhnung (2001–2010). Die United Methodist Church hat sich schon intensiv mit diesem Thema befasst. Jedoch haben wir in Europa davon wenig Notiz genommen.

Noch immer gibt es eine tiefe soziale und wirtschaftliche Ungleichheit zwischen West- und Osteuropa, welche uns nicht gleichgültig lassen kann. Ich bin dankbar, dass unsere Arbeitsgruppe für Theologie und Predigtamt die Frage des «Islams in Europa» aufgenommen hat, auch wenn die Resultate heute noch nicht in einer vermittelbaren Form für unsere Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen und die Gemeinden vorliegen.

Die sozialen Grundsätze unserer Kirche geben in vielen Fragen eine Orientierungshilfe. An der vergangenen Zentralkonferenz

in Aarau haben wir jedoch deutlich gespürt, dass unsere Geschwister in den ehemals sozialistischen Ländern sich auf eher konservative Positionen zurückziehen. Ob die offenere Haltung in sozialen und ethischen Fragen in der Schweiz und in Österreich von den einzelnen Gemeindegliedern in allen Teilen mitgetragen wird, darf hinterfragt werden.

... unterwegs als Zentralkonferenz ins neue Millennium

Es geht um die Berufung unserer Kirche und ihrer Erfüllung und das in einer risikoreichen Zeit des Übergangs in den – wie ich sie nenne – «Dazwischenländern» von Mittel- und Südeuropa.

Wir sind in vielerlei Hinsicht «dazwischen»: als Minderheitskirche zwischen den Grosskirchen, als bekennende Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft, als gemeinschaftsorientierte Kirche in einer postmodernen Kultur, wo der Tanz um das Ego die Menschen prägt. Wir existieren mehrheitlich in Ländern, die sich irgendwo auf der Skala zwischen den EU-Ländern und den armen Ländern im Süden bewegen, wo Demokratie und eine moderne Zivilgesellschaft sich im Aufbau befinden. Sogar im Blick auf die Aufmerksamkeit, welche die weltweite United Methodist Church uns gibt, fühlen sich einige zwischen Europäi-

scher Union, Russland und Afrika als kaum wahrgenommene Minderheit. Aber Selbstmitleid ist der schlechteste Berater, wenn es um das Markieren unserer Präsenz im neuen Millennium geht. Die Evangelisch-methodistische Kirche soll in der jeweiligen Kultur eine Herausforderung sein und nicht eine dem allgemeinen Trend angepasste oder gar eine sich selbst bemitleidende Kirche.

Unser Ausgangspunkt ist die Freude am Evangelium. Sie setzt uns frei, damit wir nicht bloss uns selber beobachten, sondern als Minderheit in der Gesellschaft ein Hoffnung verbreitendes Ferment sein können. Hoffnung sowie Geborgenheit können wir aber nur weiter vermitteln, wenn wir der Unterdrückung und der Fragmentierung im modernen Leben den Geist des Evangeliums entgegensetzen.

Auf dem Weg ins neue Millennium wollen wir eine Kirche sein, wo das Gespräch mit Gott und untereinander möglich ist, wo sich Identität und Gemeinschaft finden lassen im Geiste des Evangeliums. Als lernbereite und lernende Gemeinschaft wollen wir in die Zukunft gehen. Peter Senge,⁸ der im Bereich der Organisationslehre tätig ist, hat von einer «learning community» oder von einer lernenden Organisation gesprochen.

Wir sind eine lernende Kirche. Das manifestiert sich in den vielerlei Begegnungen und Gesprächen auf Zentralkonferenzebene. Damit folgen wir auch dem neutestamentlichen Ver-

ständnis von Kirche und Gemeinde. Mit der Ausnahme des bewusst hingestellten Idealbildes in Apostelgeschichte 2 findet sich im Neuen Testament keine vollkommene Gemeinde oder Kirche, sondern stets eine kämpfende und lernende Kirche. Sie wird gebildet durch Jünger und Jüngerinnen (also durch «Lernende») und ist geleitet von Beauftragten, welche als Nachfolger und Nachfolgerinnen Jesu stets Lernende bleiben.

Wir sind eine lernende Kirche

Wer sich bewusst auf den Weg des Wandels begibt, muss wissen, woher er kommt und wohin er geht. Die Bereitschaft, aus den Erfahrungen der Vergangenheit zu lernen, verbindet sich mit dem Willen, eine Vision für die Zukunft zu entwickeln und in der Gegenwart zu handeln.

Wer sich auf den Weg des Wandels begibt, muss die Spannung zwischen den elitären Vorkämpfern und der langsameren Basis aushalten und für den Lernprozess fruchtbar machen können. Wer sich als Gemeinschaft auf den Weg des Wandels begibt, muss kommunikationsfreudig bleiben.

In diesem Horizont gemeinsamer Lernbereitschaft nenne ich einige Themenkreise, von denen ich meine, dass sie für den Dialog unserer sieben Jährlichen Konferenzen hilfreich und nötig wären. Dieser Dialog ist geprägt von den jeweiligen Erfahrungen im postkommunistischen oder im westlich-postmodernen Kontext.

Viele der westlichen Partnerkirchen, welche Kontakte mit den Kirchen Mitteleuropas suchten, haben nur neue Aktion, neue Programme gebracht – aber sie waren nicht willens, den Weg der Veränderung gemeinsam zu gehen aus der kommunistischen Ära in die postkommunistische Zeit oder aus der Belieblichkeit der postmodernen Gesellschaft in eine von gemeinsamen Werten getragene Zivilgesellschaft. Sie waren kaum bereit, voneinander auf dem Weg in die Zukunft zu lernen.

Zum Schluss nenne ich einige Themen, welche in diesem Horizont gemeinsam diskutiert werden sollten:

- ✧ Die Rolle der Kirchen in der Veränderung von einer monolithischen Staatsgesellschaft in eine pluralistische Zivilgesellschaft
- ✧ Die Rolle der freiwilligen Arbeit und der Frauen in der Kirche und in der Gesellschaft
- ✧ Die Ausbildung und die Rekrutierung neuer Führungskräfte
- ✧ Die Präsenz der Kirchen in den säkularen Medien
- ✧ Der Umgang mit den Ressourcen und das Ziel der Eigenfinanzierung
- ✧ Religion und nationale Identität
- ✧ Ökumenische Zusammenarbeit in einer offenen Gesellschaft
- ✧ Familie und christliche Erziehung
- ✧ Seelsorge
- ✧ Unser Beitrag zur Überwindung der Armut und der Gewalt
- ✧ Strukturierung der diakonischen Arbeit

Wenn wir diese Themen als lernende Gemeinschaft mit auf den Weg nehmen, werden wir uns gegenseitig bereichern und unsere Präsenz in der Gesellschaft verstärken. Dabei geht unser

Denken, Reden und Handeln immer wieder von der Freude am Evangelium aus. Ganz im Sinn und Geist des Mottos, das über der Bischofsbotschaft steht:

«Aus der Freude am Evangelium – dem Leben und den Menschen nah».

In Dankbarkeit für zwölf Jahre froh machende Weggemeinschaft

Bischof Heinrich Bolleter

Anmerkungen

¹ Augustinus, Bekenntnisse, Elftes Buch, XX, 26

² Galater 5,6

³ Sermon 122, «Causes of the Inefficacy of Christianity», Works 4: 86–96.

⁴ Lic. theol. Theophil Spörri: Der Mensch und die frohe Botschaft. Christliche Glaubenslehre Band I – II (als Fragment) 720 Seiten. Frankfurt und Zürich 1956.

⁵ Reinhard Frieling in Evangelische Kommentare Nr. 8/98, S. 452

⁶ gemäss emk news vom 2.2.2001

⁷ Die Referate zum 100-Jahr-Jubiläum der Methodistenkirche in Ungarn und in der Vojvodina werden demnächst in den Mitteilungen der Studiengemeinschaft für Geschichte der Evangelisch-methodistischen Kirche erscheinen.

⁸ Peter Senge: The Fifth Discipline. Doubleday. New York 1990.
In dieser Veröffentlichung identifiziert er die Komponenten einer «lernenden Organisation».